

VERSTECKT IN MOABIT - STILLE HELDEN

In der Zeit des Nationalsozialismus (1933 -1945) wurden Menschen jüdischer Herkunft verfolgt und ermordet. Um den Transporten in den Tod zu entkommen blieb ihnen zuletzt nur der Weg in die Illegalität. Die zum Untertauchen Gezwungenen lebten ständig mit der Gefahr der Entdeckung. Wer dieser Gefahr entgehen konnte, lebte bis zur Befreiung durch Soldaten der Roten Armee im April/Mai 1945 meist unerkant in Berlin. Die meisten, die sich in dieser Stadt vor der Verschleppung versteckten, versuchten ein möglichst normales Alltagsleben vorzutäuschen. Sie verbargen ihre Identität, obwohl sie sich in der Öffentlichkeit bewegten.

Dies konnte nur gelingen, wenn sich mutige Leute fanden, die sie mit Lebensmitteln, Quartier und Dingen des täglichen Bedarfs, in Ausnahmefällen sogar mit falschen Papieren versorgten. Wer versteckt lebende Verfolgte unterstützte, riskierte viel. Wer half, dem drohte die Einweisung in Konzentrationslager mit Zwangsarbeit, Hungertod oder Erschießung. Die Menschen, die den Geflohenen halfen, handelten oft im Bewusstsein, bei der Entdeckung dem sicheren Tod ausgeliefert zu sein. In Berlin waren es wenige Tausend, in einer Stadt mit damals 4,3 Millionen Einwohnern.

Über die verschiedenen Beweggründe der einzelnen Helferinnen und Helfer wissen wir nur wenig. Sie sind in der Regel nicht befragt worden. Die meisten „stillen Helden“ sind nur aus Aktenüberlieferungen bekannt. Viele wurden zu Rettenden, weil sie von Verfolgten oder anderen Helfenden gezielt um Unterstützung gebeten wurden. In einigen Fällen war es eine enge Bindung (Freundschaft oder Verwandtschaft) die Menschen zum Helfen bewog. Es gab aber auch solche, die unbekannte Menschen bei sich aufnahmen. Sie hatten die Untergetauchten nie zuvor gesehen. Weltanschauliche und politische Motive waren ebenso von Bedeutung wie spontanes Mitgefühl. Die Helferinnen und Helfer konnten die Angst um die eigene Person und ihre Familie sowie die berechtigte Furcht vor der Gestapo überwinden. Neben humanitären waren es auch politische Motive, die sie mit den Verfolgten solidarisch sein ließen. Manche hatten selbst unter dem Regime gelitten. Oft waren gerade sie es, die mehrere Verfolgte in ihren Wohnungen aufnahmen und so ein kleines, privates Hilfswerk aufbauten.

Man nennt sie „stille Helden“, denn es war für sie überlebenswichtig, dass ihr Verhalten unentdeckt blieb. Auch nach Kriegsende machten die meisten kein Aufhebens um ihre Taten. So sind sie längst vergessen, wenig erinnert an sie. Aber sie haben bewiesen, dass es nicht nur die mitlaufenden Masse gab, die lieber wegschaute, sondern auch Menschen, die den Verfolgten halfen. Rund 700 Namen von Helferinnen und Helfern sind bekannt, davon auch ein Teil hier aus Moabit. Die heutigen Bewohner wissen nicht, was vor etwa 75 Jahren in ihren Wohnungen an Tragödien, aber auch an Heldentaten geschehen sind. Heldentaten, die Menschen das Leben retteten.

Diese Ausstellung soll an die „stillen Helden“ von Moabit erinnern. Sie soll daran erinnern, dass es Menschen gab, die sich trotz aller Risiken und persönlichen Verzichts für Verfolgte einsetzten.